

**Adelheid von Saldern, Amerikanismus. Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert (Transatlantische historische Studien, Bd. 49), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013, 428 S., kart., 44,00 €.**

Das Gros bisheriger deutschsprachiger Arbeiten zur transatlantischen Konstellation zwischen den USA und insbesondere dem westlichen Europa im frühen 20. Jahrhundert argumentiert eher aus europäischer Sicht. Einen deutlichen und fruchtbaren Gegenakzent zugunsten einer dezidiert US-amerikanischen Perspektive setzt nun von Salderns neues Buch. Geboten wird eine breit kontextualisierte Synthese zum Europadiskurs US-amerikanischer Publizisten, Schriftsteller und Künstler während der 1920er Jahre. Die amerikanischen Zeitgenossen beflügelte ein „kultureller Nationalismus“, der auf eine exklusive, genuin amerikanischen Nation in mal vorsichtiger, mal schroffer „postkolonialer“ (S. 14, 20f. und öfter.) Distanz zu Europa zielte. Sicher provozierte dazu auch manche schrille Amerikakritik aus Europa. Verankert war diese Sichtweise aber vor allem im „corporative capitalism“ (S. 16): Denn staatsfern-ökonomischer Liberalismus und eine Art durchökonomisierte Außenpolitik schufen in den prosperierenden USA – selbst in den Reihen des profitierenden Mittelstands, aus denen sich viele amerikanische Europabeobachter rekrutierten – kein homogenes Selbstbewusstsein. Stattdessen verunsicherten die Folgeprobleme von Migration, Urbanisierung, ethnischer Heterogenität und entsprechendes Konfliktpotenzial die Zeitgenossen. Der US-amerikanische Nachkriegspatriotismus nach 1918 erhöhte noch die Einschätzung, dass solche Schübe von Modernisierungskrisen eine speziell von Europa distinkte US-amerikanische Nationalidentität erforderten.

Nach einer ausführlichen Einleitung, die unter anderem die Leitbegriffe der Untersuchung klärt, sind die beiden Auftaktkapitel in Teil 1 des Buchs mit Grundlegungen befasst. Das erste Kapitel macht mit der empirischen Basis der Studie vertraut und stellt dazu vor allem die meinungsbildenden *quality magazines* wie das (rechts)liberale „Harper’s Magazine“ und linksliberale Foren wie „The Nation“ und „The New Republicals“ als mediale Opinionleaders vor. Mit den hier publizierenden „akademisch gebildeten [...] weißen Mittelschichten und Eliten“ (S. 24) erfasst die Studie demnach ein „relevantes“ (S. 24 und öfters) Segment nationaler Selbstdiskurse, die sozialhistorische Realitäten teils abspiegeln, teils mitprägen. Das zweite Kapitel sondiert die transatlantische Wahrnehmungskonstellation. Es vollzieht nach, wie die amerikanischen Diskurse über Europa unterschiedlich vornehmlich auf amerikakritische Voten aus Europa reagierten, indem sie sie zurückwiesen, zu beschwichtigen und zu transformieren versuchten. Mit Alteritätsfiktionen separierten sich amerikanische Europabeobachter dabei künstlich von der anderen Altantikseite, während sie faktisch Teil einer dauerhaften intellektuellen und kulturellen Austauschgeschichte blieben.

Im Teil 2 identifizieren zwei Kapitel die Haltung, die erhebliche Teile der (rechts)konservativen amerikanischen Kultureliten gegenüber Europa beziehungsweise der US-Gesellschaft einnahmen. Gestützt auf die zuletzt dazu noch vorgelegten wichtigen Veröffentlichungen wird gezeigt, wie dieser Europablick von der Erfahrung europäischer Immigrationenschübe bestimmt wurde. Nativistische Bedrohungsängste paarten sich mit dem Bedarf, eine bevorzugt ethnisch/rassisch definierte Homogenität der amerikanischen Nation zu beschwören (Kap. 3). Der wertkonservative amerikanische Abgrenzungsdiskurs gegenüber Europa erwies sich aber nur als die eine Dimension von nationalen Exklusionsbewegungen. Eine zweite richtete sich mit antirassistischem, antifeministischem und sozial elitärem Raisonement ‚nach innen‘, gegen Teile der US-amerikanischen Gesellschaft (Kap. 4).

Die folgenden beiden Kapitel im Teil 3 der Studie weisen, wiederum eingebettet in die aktuelle Forschung, Amerikanisierung und Amerikanismus als zeitgenössische Homogenisierungsvehikel aus, ohne die der amerikanische Blick auf Europa nicht verständlich wird. Etwa Frederick Jackson Turners Mythos von der ‚weißen‘ Siedlergemeinschaft oder die im Ersten Weltkrieg revitalisierte Fiktion einer

einzigartigen „americaness“ blähten US-amerikanische Selbstbilder zu hohen, superioritätsversessenen Wahrnehmungshürden gegenüber Europa auf (Kap. 5). Einen eigenen Akzent setzt das sechste Kapitel, indem es, wenn auch etwas unvermittelt, die Rolle der Künste für den zeittypischen kulturellen Amerikanismus hervorhebt. Zuletzt (Kap. 7) kommen die Europaperzeptionen und -diskussionen im amerikanischen Liberalismus zur Sprache. Vor allem in der liberalen Außenpolitikdebatte kam Europa demnach in zwei ganz unterschiedlichen Projektionsformen vor: einmal eher prominent als Objekt und Ressource US-amerikanischer Weltmachtaktivität, ein anderes Mal aber nur noch als marginales Terrain auf einer globalpolitischen Agenda der US-Politik und ihrer intellektuellen Verfechter. Diese arbeiteten sich mitsamt ihren amerikanischen Werthaltungen und Machtansprüchen nicht mehr so sehr an Europa ab als an den nicht westlichen Weltregionen.

An der einen oder anderen Stelle lädt die Studie zu Rückfragen ein. Etwa scheint der immense Vorteil des Buchs, seinen Gegenstand vor allem in systematischen Themenfeldern einzukreisen, ein Stück weit in einen Nachteil umzuschlagen: Denn die wichtige Frage nach dem Konjunkturverlauf der amerikanischen Debatte, nach Verdichtungen, Zäsuren oder Stagnationen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs bis Anfang der 1930er Jahre und nach ihren Ursachen sowie nach der zyklischen Verkettung von europäischer Amerikakritik und amerikanischer Europadistanz gerät etwas in den Hintergrund. Das dazu grundlegende siebte Kapitel, das die amerikanische Außenpolitik auf Spuren des kulturellen Europadiskurses absucht, scheint vom übrigen Teil des Buchs etwas isoliert. Wieso die Darstellung Anfang der 1930er Jahre abbricht, bleibt offen.

An von Salderns profunder Studie besticht allerdings der systematische Blickwechsel. Überzeugend identifiziert sie die Europawahrnehmung als ambivalente Triebkraft US-amerikanischen Nation-buildings. Dabei profitiert das Buch von zentralen methodischen Beobachtungen der Amerikanisierungsforschung: zum einen von der Einsicht, dass die zeitgenössische Perzeption quer über den Atlantik egal aus welcher Richtung immer gern mit Modellfiktionen operierte, die das vom ‚Eigenen‘ künstlich getrennt gedachte ‚Gegenüber‘ absichtsvoll auf Stereotypen reduzierte, um sich an ihnen – konstruktiv oder destruktiv, wohlwollend oder abgrundtief polemisch, beschwichtigend oder alarmistisch – abzuarbeiten. Zum anderen bestätigt die Studie den Tenor historischer Analysen der einen wie der anderen Blickrichtung über den Atlantik, wonach solche Perzeptionsgeschichten weniger vom (als Europa oder als Amerika) Perzipierten als von den – hier namentlich amerikanischen – Betrachtern handelten. So macht das Buch den US-amerikanischen Europadiskurs zu einem vielschichtigen historischen Indikator: für extrem konfliktreiche Voraussetzungen und Strategien des US-amerikanischen Nation-building nach dem Ersten Weltkrieg ebenso wie für die anhaltende Bedeutung faktischer oder vermeintlicher kultureller Alteritäten im Blick auf außenpolitische Strategieentwürfe der USA. Obendrein dokumentiert das Buch eindrucksvoll, dass europäische Amerikakritik und US-amerikanische Europadiskurse in einer spannungsreichen „Transatlantizität“ (S. 98 und öfters) permanent verschwistert blieben.

*Helke Rausch, Freiburg im Breisgau*

#### **Zitierempfehlung:**

Helke Rausch: Rezension von: Adelheid von Saldern, Amerikanismus. Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert (Transatlantische historische Studien, Bd. 49), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81556>> [15.5.2014].